



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Boeck, Christopher: Junge Herzen : Erzählung. 1. Das Zimmer der Erzieherin

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Diese 34 ablehnenden Abstimmungen ergeben deutlich, daß die Partei dabei fast immer nur von parteipolitischen Tendenzen, nicht von sachlichen Erwägungen geleitet wurde, sonst hätte ihr Verhalten gegenüber den weitaus meisten dieser Vorlagen gerade das entgegengesetzte sein müssen.



## Junge Herzen

Erzählung von Christopher Boeck

### 1. Das Zimmer der Erzieherin



er in aller Welt hat nur die blaue Hyazinthe hier vor das Fenster gestellt? Es ist gar nicht gut für junge Mädchen, so etwas in ihrem Zimmer zu haben, dann träumen sie des Nachts nur wirres Zeug.

Gabe Vater vorhin die Treppe damit heraufkommen sehen.

So, das hast du gesehen, Annchen? Dann bitte doch deinen Vater, einen Augenblick heraufzukommen.

Ja, Mutter; meinst du aber nicht —

Was soll ich meinen?

Daß wir den alten Schaukelstuhl heraufsetzen könnten? Im Boudoir nimmt er sich eigentlich nicht gut aus.

Glaubst du, daß ich einen Schaukelstuhl gehabt habe, als ich beim Grafen Erzieherin war? — Geh jetzt hinunter, und dann sage Stine gleich, daß sie einen Leuchter bringen solle. Die Lampe ist in dieser Jahreszeit gänzlich überflüssig.

Annas blonder Zopf verschwand durch die Tür.

— Und das Streichholzstativ — es steht alles auf dem Küchentisch, rief die Mutter hinter ihr her, und dann sagte sie, in die Stube hinein: Wir wollen dieser dummen kleinen Gouvernante doch wahrhaftig keine Graupen in den Kopf setzen, nicht wahr, Desideria?

Desideria schüttelte ihren vierzehnjährigen Kopf mit den dunkeln Locken ein wenig verächtlich und bemerkte: Ne Prinzessin ist sie ja wohl auch gerade nicht, Mutter!

Frau Lönberg sah sich um. Sie soll es nett haben, damit Ludwigsens Erzieherin nicht auf uns sticheln kann; die hat es ja wie eine Hofdame. Ach, da bist du ja, Madä!

Der Apotheker erschien in diesem Augenblick in der Tür.

Was wünschst du, liebe Fette?

Ich wünsche keine blauen Hyazinthen hier oben zu haben. Wie kommst du nur darauf?

Ich dachte nur —

Sein Gesicht nahm eine Färbung an, die stark an die der Hyazinthe erinnerte.

So, du dachtest! Ach, Desideria, laufe doch mal hinunter und sieh nach, ob Stine nicht kommt!

Da ist Stine, Mutter!

Stine kam mit dem Leuchter und den Streichhölzern herein.

Da sind die Sachen. Kann ich Ihnen sonst noch helfen?

Wie oft soll ich es sagen, Stine, daß Sie mich in der dritten Person anreden sollen. Es schickt sich nicht, daß Sie die Herrschaft Sie anreden! Nicht einer von den Diensthofen beim Grafen nimmt sich das heraus, und sie sind doch alle nur vom Lande. Stellen Sie die Sachen hier auf den Tisch, und dann gehn

Sie schnell hinunter, Desideria kann mitgehn und Ihnen helfen; ja, Desideria, du hörst, was ich sage. Ihr müßt vor der Gartentür und um den Rasen herum noch etwas harken.

Stolz schritt Desideria zur Tür hinaus, und Etine watschelte hinterdrein.

Es entstand ein peinliches Schweigen, man hörte die Schritte der sich Entfernenden über die Flur und die Treppe hinabgehn. Als sie allein waren, setzte sich Frau Vönberg hin, spiegelte mit Wohlbehagen ihr noch ganz jugendliches Gesicht in dem kleinen Toilettenspiegel, sah den Apotheker drohend an und sagte: Das will ich dir nur ein für allemal sagen, Mads, mach dich nicht lächerlich diesem jungen Mädchen gegenüber. Mir kann es ja einerlei sein, denn ich bin nicht bange. Aber du solltest doch um deiner selbst willen ein klein wenig vorsichtig sein. Du hast immer eine kleine Schwäche für ein hübsches Gesicht gehabt, ja das weiß ich recht gut; das war doch auch der Grund, warum du mich genommen hast — wenigstens einer von den Gründen —

Nein, ich versichre dir —

Ach was! — Aber so laß doch das ewige Spielen mit den Quasten an der Chaiselongue!

Ich mache mir nichts aus Schönheit, ich habe nie danach gesehen!

Der Apotheker hatte Recht. Er war im Grunde verliebter in den Totenkopf auf den Giftestiften als in das schönste Frauengesicht.

Nun ja, ich glaube dir schon, lieber Vönberg, sagte sie milder gestimmt; aber sage mir doch, warum hast du nur die blaue Hyazinthe hier im Zimmer der Erzieherin vor das Fenster gestellt? Glaubst du, der Graf hätte mir Hyazinthen hingestellt? Das würde sich die Gräfin sehr verbeten haben. Denk doch, wenn die Damen aus der Umgegend hier Toilette machen und fragen: Nein, was für eine schöne Hyazinthe! Von wem haben Sie die bekommen? — Ach, die hat mir Herr Apotheker Vönberg geschenkt! Denk dir doch, die Erzieherin verliebte sich in dich — Erzieherinnen sind immer verliebt —, dann stiege es dir zu Kopf, viel kannst du ja nicht vertragen, lieber Mads. — Aber was ist denn da? Ist da nicht jemand an der Tür?

Schnell schlich sie an die Tür, riß sie auf, und der Apothekerlehrling taumelte ins Zimmer herein, gefolgt von dem neunjährigen Preben, der sofort in ein lautes Geheul ausbrach.

Was soll das bedeuten, Brask? fragte Frau Vönberg streng.

Da ist ein schweres Rezept, das kann der Provisor nicht lesen. Die Schrift vom Herrn Physikus wird immer undeutlicher.

Brask, sagte der Apotheker, nehmen Sie die Hyazinthe und tragen Sie sie in das Zimmer des Provisors.

Gehn Sie, Brask, und kümmern Sie sich um die Apothekerkrufen; das ist das beste, was Sie tun können, sagte Frau Vönberg und zeigte auf die Tür, durch die der Lehrling verschwand.

In das Zimmer des Provisors! bist du verrückt, Mads! Du kennst doch keine giftige Zunge; der brüftet sich sofort damit, daß ich sie ihm geschenkt hätte! — Preben, nimm die Blume und stelle sie in das Boudoir. Geh aber vorsichtig damit.

Preben nahm die Blume und ging vorsichtig damit, solange er sich im Zimmer befand.

Als er hinaus war, sagte Frau Vönberg: Ich habe mich schon immer über den alten Aktus geärgert, der unten steht, der kann hier herauf kommen! Er füllt doch seinen Platz aus; und wir sagen natürlich, daß es etwas seltnes ist.

Das ist es auch, murmelte der Apotheker, es ist ja ein *Cereus grandiflorus*.

In demselben Augenblick verkündete ein Getöse, daß Preben die Treppe hinunterfiel. Der Apotheker öffnete die Tür und rief: Hast du schon wieder ein Unheil angerichtet?

Nein, heulte Preben, der Blumentopf ist ganz heil geblieben, bloß die Hyazinthe ist abgebrochen.

Sieh doch, ob sich das Kind nichts getan hat! sagte Frau Lönberg.

Der Apotheker eilte hinaus.

Sie sah sich in dem kleinen Zimmer um und sagte: Wenn jetzt hier in der Gegend von Erzieherinnen die Rede ist, so kann sich Frau Ludvigsen nicht mehr halb so wichtig machen wie bisher. Von heute Abend an habe ich auch ein Wort mitzureden!

In diesem Augenblicke hörte man ein lautes Stoßen auf den Dielen der Flur; die Tür tat sich auf, und Großmutter trat langsam ein, einen Stock in der Hand.

Was willst du, Mutter?

Großmutter sah sich um und sagte mit tiefer Stimme: Dein Werk bewundern!

Die Tochter lächelte ängstlich.

Was ist das für eine Vogelscheuche? sagte Großmutter und zeigte mit dem Stock auf eine Lithographie, die über dem Bett hing.

Vogelscheuche! — das ist ja einer von den alten gräßlichen Ahnen aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Der soll wohl beim Unterrichte benutzt werden?

Wie meinst du das?

Als Anschauungsmittel in der Weltgeschichte und Vaterlandskunde, sagte Großmutter und ging hinaus.

## 2. Nachtgedanken

Der Dampfer fuhr über das Kattegatt. Er steuerte auf Zütland zu. Auf Deck war es still und einsam. Der Kapitän stand auf der Kommandobrücke, und der Steuermann am Ruder. Eine zierliche Gestalt wanderte auf und nieder und spähte über die See hinaus. Es war ein junges Mädchen, das nie zuvor auf den schäumenden Wellenbergen geschaukelt worden war und das zum erstenmal in seinem Leben das imponierende Schauspiel einer Mondnacht auf See genoß. Über die schimmernde, wogende Brücke schweiften ihre Gedanken zu der fremden Küste hinüber, an der ihre Zukunft wachsen sollte. Aus dem stillen Heim in Kopenhagen reiste sie jetzt nach Zütland hinüber.

Sie wollte auf das Land und hoffte, dort alles das zu finden, wovon sie gelesen hatte: frische Naturmenschen, ländliche Freuden, Wagen- und Schlittenfahrten, gemütliche Pfarrhäuser, gemütliche Landleute.

Es war Ende April. Die hellen Nächte waren noch nicht angebrochen, heute aber ersetzte sie der Mond.

Der Kapitän sah erstaunt dem jungen Mädchen nach; er hörte, wie sie ein Lied sumnte, dessen Töne und Rhythmus von einer so überströmenden Lebensfreude zeugten, daß er den Steuermann warnen mußte, der, als er sie so mitten im Mondschein stehn sah, den Kurs einen Strich zu weit nach Badbord hielt.

In ihr wogte ein leuchtender, brausender Strom, ganz wie die Wasser des Meeres, auf die sie hinaus sah. Und halblaut sumnte sie ein Lied vor sich hin, das sie einmal gelesen hatte:

Ich liebe die Nacht,  
Wenn des Mondes Schimmer  
Wie flüssiges Gold  
Auf den Wassern liegt!  
Ich liebe die Nacht,  
Wenn der Sterne Geflimmer  
Sich wallend und wogend  
In den Wellen wiegt!

Die Kajütenwärterin, die ein wenig eingenickt gewesen war, vermißte die eine Dame und war besorgt um ihre Koje und das zu erwartende Trinkgeld. Sie fuhr deswegen etwas erschrocken in die Höhe, beruhigte sich aber, als die junge Dame

mit einem strahlenden Lächeln, als schimmre all der Mondganz der Nacht in den dunkeln Augen, die Treppe hinabkam und sagte: Wollen Sie mich, bitte, wecken, wenn wir in die Bucht einfahren?

Dann legte sie sich in die Koje, aber der Schlaf wollte nicht kommen. Sie hörte das Plätschern des Wassers gegen die Seiten des Schiffes und den sonderbar seufzenden Laut, der die Fahrt eines Schiffes durch die Wellen begleitet. Sie hörte Schnarchen und Sprechen im Schlaf; ein Kind weinte, eine Dame hat um ein Glas Wasser. Doch das alles störte sie gar nicht. Sie lag in ihre Gedanken versunken da und sah ihr ganzes vergangnes Leben an sich vorüberziehen.

Das stille Heim in Kopenhagen, wo der Vater, der bleiche, magere Hilfslehrer, fast immer, wenn er zuhause war, saß und Hefte korrigierte, während die Mutter genug mit dem Haushalt und dem Ausbessern der Kleider zu tun hatte. Ein friedliches und glückliches Heim, und doch ein kämpfendes Heim. Denn die bescheidne Einnahme des Vaters reichte nur eben für den Lebensunterhalt hin.

Sie sah so deutlich die Mutter an einem Winterabend zu dem Vater gehn, der bei seiner kleinen Studierlampe in einer Ecke des Eßzimmers saß — das war sein Arbeitsraum —, und ihm über die Stirn streichen. Er sah dankbar und müde zu ihr auf, die ihm liebevoll zulächelte und die hohe, weiße Stirn unter dem ergrauenden Haar küßte — Dankbarkeit von seiner Seite, Liebe von der ihren, das war diese Ehe.

Er hatte als nicht mehr ganz junger Student bei ihrer Mutter gewohnt, die eine arme Witwe war und Zimmer vermietete. In einer schweren Krankheit hatte ihn die Tochter gepflegt. Als er vom Krankenlager aufstand, hatte er aus Dankbarkeit gegen das sanfte, schöne Gesicht, das in langen Nächten über ihm gewacht hatte, ihr seine Hand angeboten. Sie hatte ihn lange geliebt, und er gewann sie von Herzen lieb. Aber die Krankheit hatte ihn gebrochen. Er hatte niemals sein Oberlehrerexamen gemacht. Auf Grund seiner guten Kenntnisse gelang es ihm jedoch endlich, eine Stelle als Hilfslehrer zu erlangen. Er hatte eine kleine poetische Ader, schrieb, immer anonym, allerlei Kleinigkeiten, die von den Zeitungen angenommen wurden; dies im Verein mit einigen Übersetzungen verschaffte ihm kleine Nebeneinnahmen, die in der Hauptsache zu kleinen Ausflügen mit der Bahn in die herrlichen Wälder Nordseelands benützt wurden. Wie freuten sich nicht Helene und ihre kleine Schwester Betty auf diese Ausflüge, kleine erfrischende Oasen in der Wüste des täglichen Lebens! Wenn sie dann im Grase saßen, und die mitgenommenen Speisen verzehrt waren, zündete der Vater seine kurze Pfeife an. Dann vergaß er die Schule, die Korrekturen und die tägliche Plage und erzählte von fern und nah. Er konnte viel amüsanter erzählen als die meisten Bücher. Und oft kleidete er seine Erzählung in das Gewand eines Märchens.

Du hättest Dichter werden sollen! sagte dann die Mutter zu ihm.

Nein nein, sage das nicht! entgegnete er und schüttelte den Kopf; ein Dichter, das ist ein ganz anderer Mann; ich bin nur ein Erzähler. Ich kann euch allerlei erzählen, was ihr nicht wißt, weil ihr so wenig kennt. Ich kann euch eine kurze Weile amüsieren. Aber ein Dichter, das ist ein Mann, der die Leute zugleich lachen und weinen macht. Und was er schildert, das vergißt man niemals!

Trotz seinem stillen Wesen war er es, der die lange Arbeitsnacht des Heims erleuchtete, nicht wie eine Sonne, sondern wie ein sanft schimmernder Stern.

Aber dann erlosch der Stern in einer Nacht, während sie alle um sein Lager saßen.

Nurz zuvor hatte Helene ihren Eltern die große Freude gemacht, ihr Lehrerinnenexamen zu bestehen. Sie hatte im Grunde keine Lust dazu gehabt, nur die bittere Notwendigkeit regte ihr Pflichtgefühl so weit an, spannte den Bogen so straff, daß der Pfeil das Ziel nicht verfehlte. Sie hatte das Glück, daß ihre Persönlichkeit alle bezauberte; ihr ganzes Auftreten gab weitgehende Verheißungen, die man von vornherein für den vollen Wert annahm.

Da die Mutter nur eine kleine Pension erhielt, und dies alles war, wovon die Familie leben mußte, suchte Helene nach einem Ausweg. Da las sie denn eines Tages in der Zeitung folgende Annonce: „Ein anspruchloses junges Mädchen kann zum ersten Mai Stellung als Erzieherin für zwei kleine Mädchen und einen Knaben (im Alter von vierzehn, elf und neun Jahren) bei einer gebildeten Familie in einer schönen, ländlichen Gegend an der Ostküste von Zütland erhalten. Sie muß außer in den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen auch in Gesang und Musik unterrichten können. Gehalt 250 Kronen jährlich, eignes Zimmer und freier Aufenthalt im Schoße der Familie. Sie wird, falls sie es wünschen sollte, auch Gelegenheit haben, sich im Haushalt, unter der tüchtigen Anleitung der Hausfrau, auszubilden. Selbstgeschriebenes Angebot unter Chiffre Noblesse oblige 717 nimmt im Laufe der nächsten acht Tage die Expedition dieses Blattes entgegen.“

Das war gerade das, was sich Helene wünschte.

Wie es schien, wurden ja keine übertrieben große Anforderungen an sie gestellt. Und 250 Kronen im Jahr außer all dem andern — das war ja geradezu brilliant! Und dann — aufs Land zu kommen, frei von dem langweiligen Treiben der Großstadt! Es schwindelte ihr bei dem Gedanken.

Mit ihrer feinen Handschrift schrieb sie ein Billett, stuzte einen Augenblick, als sie die sonderbare Adresse machte, und trug es dann selbst in die Zeitungsexpedition. Wenn sie die Augen gesehen hätte, mit denen der tintenbefleckte Schreiber von seinem fürchterlichen Böschblatt auffah und ihren unbewußt strahlenden Blick beantwortete, würde sie nicht an einem glücklichen Ergebnis gezweifelt haben. Sie achtete jedoch dieses Omens nicht, sondern war sehr zaghaft. Es würden sich natürlich unzählige Bewerberinnen für diesen Platz melden.

Da wurde sie eines Tages durch einen Brief aus der Schwanenapotheke in Mafferup überrascht, der Henriette Lönberg unterzeichnet war und eine Annahme ihres Anerbietens enthielt.

Sie hatte jeden Morgen dem Postboten aufgepaßt, und als er ihr den Brief überreichte mit der fremden, ein wenig geschnörkelten Handschrift und dem großen roten Siegel mit einem Schwan, da sandte sie ihm einen Blick zu, der seinen Weg die vielen Treppen hinauf und hinab bedeutend erleichterte.

Sie erbrach das Siegel, überflog den Inhalt und lief direkt gegen einen ältern Herrn an, der seinen Morgenspaziergang machte und mit einem: Aber mein Gott, Fräulein! gegen eine Hauswand taumelte. Als aber Helene ihn mit ihrem ausdrucksvollsten Lächeln um Verzeihung bat, war sein Zorn sogleich besänftigt. Dann prallte sie an eine Dame an, die in der Hand ihr kleines Netz trug, worin sie „matte“ Hechte für ihr Pensionat einzufangen pflegte. Ein scharfes: Na, die Straße ist doch breit genug, sollt ich meinen! jagte Helene in die Flucht. Dann war sie die Treppe hinauf und in die Stube hinein.

Auf dem Sofa saß die Mutter, und vor ihr stand die alte Dienerin des Hauses, Katrine, und legte Rechenschaft ab, indem sie die Ausgaben von einer alten rahmenlosen Tafel, die einen Sprung hatte, ablas. Ganz entsetzt ließ sie sie fallen, als Helene ins Zimmer gestürzt kam.

Aber Helene! sagte die Mutter, nun ist sie in zwei Stücke zerbrochen!

Das schadet gar nichts, sagte Katrine, die immer die guten Seiten bei allem entdeckte. Frau Nörby haben ja so oft gewünscht, daß wir jeder unsre Tafel hätten; jetzt ist der Wunsch in Erfüllung gegangen!

Betty stand vor ihrer Schultasche, im Begriff, die Riemen zuzuschnallen, um in Fräulein Rasperfens höhere Töchterschule zu gehn.

Helene blieb atemlos vor der Mutter stehn und überreichte ihr den Brief, nachdem sie ihr erzählt hatte, daß es die Antwort auf die Annonce sei.

Als die Mutter den Brief vorgelesen hatte, rief sie: Soll ich mein Kind verlieren?

Mutter, sagte Betty, die die Vernunft im Hause vertrat, ich finde, Helene

hat sehr verständig gehandelt. Nun schlafe ich mit dir zusammen, und dann können wir eine kleinere Wohnung nehmen.

Ja, sagte Katrine, mein Schlafsofa stellen wir ins Eßzimmer, dann brauche ich keine Kammer. Mein Haar kann ich ganz gut vor dem Entreespiegel machen.

Also abgemacht! sagte Helene und küßte die Mutter, die durch Tränen lächelte.

Das wird amüsant, sagte Betty, wenn ich in der Schule erzähle, daß meine große Schwester Erzieherin in Zütland wird!

Ja, in ganz Zütland! sagte Helene und wirbelte Katrine rund herum. —

Bei dem Gedanken an Katrines Tanzpaß mußte Helene laut lachen.

Können Sie wirklich noch lachen! tönte eine scharfe Damenstimme aus der gegenüberliegenden Noje. Finden Sie, daß es amüsant ist, hier eine ganze Nacht zu liegen und keinen Schlaf in die Augen zu bekommen? Ach Gott — jetzt geht es wieder los — Fräulein — Fräulein — so kommen Sie doch, Menschenkind!

In dem Halbdunkel über Damenstiefel und Hutschachteln stolpernd kam die Wärterin mit Hoffmannstropfen herbeigestürzt.

Und dann wurde es still. Und schließlich fiel auch Helene in einen leichten Schlaf.

Als sie erwachte, schien das Tageslicht durch das runde Fenster. Sie stand auf und ließ die frische Luft herein.

In dem dämmernden Tageslicht sah man einige hohe Hügel, und die Morgenluft strömte wohlthuend in die stickige Kajüte herein. Gleich aber ließ sich die Stimme der erzürnten Dame wieder hören: Mein Gott! Soll man sich nun auch noch eine Lungenentzündung zuziehen?

Nach einer Weile saß Helene mit einer Tasse Kaffee auf Deck; sie zündete sich eine Zigarette an und sah hinaus auf die schöne Bucht, die von hohen Ufern und großen Wäldern umrahmt war. Ganz am Ende der Bucht tauchte die Stadt mit dem hohen Domturm in undeutlichen Umrissen auf. Jetzt ging die Sonne auf und hüllte Himmel, Meer und Land in rosenrote Farben, aber sie schwanden bald hin, und vor ihr lag das Land ihrer Zukunft, Zütland, in dem kalten, scharfen Morgenlicht.

Das Schiff näherte sich mehr und mehr der Stadt. Jetzt fuhr es in den Hafen ein und legte an der Dampferbrücke an. Einige träge Packträger standen da und kauten auf ihrem Priem, ein Zollbeamter gähnte, und ein paar Hotelbiener reckten und streckten sich.

Da wurde das Tau an Land geworfen. Es brachte Leben in die Menschengruppe, die schnell zur Seite wich.

Die Landungsbrücke wurde angelegt.

Dann ging Helene von Bord. Der Kapitän grüßte galant, fast zu galant.

Sie winkte einem Hotelbiener und folgte ihm durch die menschenleere Straße, wo sie hier und da einen Bäckergejellen mit aufgestreiften Ärmeln in der Haustür stehen und seine Morgenpeife rauchen sah.

Sie stand vor dem Theaterzettel einer umherreisenden Gesellschaft still: „Der Elfenhügel“ mit „Jeppe vom Berge“ als *pièce de rideau*.

Nach einer Weile betrat sie das erste Hotel der Stadt.

Sobald er ihrer eleganten Erscheinung ansichtig wurde, trat der Portier im Frack, die Feder hinterm Ohr, aus seiner Loge, verbeugte sich und sagte, daß im ersten Stockwerk noch ein Salon frei sei.

Ein wenig verlegen antwortete Helene: Ich bleibe nur bis heute Nachmittag hier; mein Zug geht um drei Uhr. Geben Sie mir ein einfaches Zimmer.

Der Portier lächelte herablassend: Ich werde nachsehen, ob etwas frei ist.

Dann stellte er sich vor die große Hoteltafel, ließ langsam den Zeigefinger auf und nieder gleiten und seufzte tief auf.

Endlich machte der Finger halt; er wandte sich um und sagte überlegen zu einem flotten Zimmermädchen in rosa Kattunkleid: Nummer siebenundsechzig!

Das Mädchen musterte Helene etwas naseweis und ging stolz die Treppe

hinan. Im dritten Stockwerk blieb sie stehn und zeigte einen langen Gang entlang, den Helene hinabschritt; in einem Spiegel sah sie, wie ein Kellner im Vorübergehn dem Mädchen einen Kuß raubte.

Und dann bekam Helene ein kleines Zimmer mit einem Fenster nach dem Hofe hinaus.

Sie war müde und ging schnell zu Bett.

Ehe sie einschlief, sah sie zu einem graufamen Farbendruck hinüber, der eine Landschaft darstellte; neben einem Felsblock stand ein Ziegenbock und schnappte nach dem Mond, der einem großen Fastnachtswecken glich.

### 3. Vornehme Empfindungen

Die Rackeruper Apotheke war erst vor wenig Jahren in einem dazu angekauften Bauernhause, an das man einen Flügel angebaut hatte, errichtet worden.

Hier war das Laboratorium, das Magazin, die Zimmer des Provisors und des Lehrlings. Die Apotheke lag an dem einen Ende des Hauptgebäudes nach dem Seitenflügel zu. Über dem Eingang schaukelte ein seekranker Schwan auf einem blauen Wellenmeer. In dem übrigen Teile des Gebäudes wohnte „die Herrschaft,“ wie Frau Lönberg zu sagen pflegte. Denn es läßt sich nicht verhehlen, daß diese kleine Frau nicht nur vornehme, sondern auch aristokratische Empfindungen hatte. Sie war in frühern Jahren Gouvernante bei einem Grafen gewesen; so etwas tut man nicht ungestraft. Wer einmal drinnen im Berge war, streift das Gepräge das ganze Leben nicht wieder ab.

Der Übergang von dem Gräflichen zu dem Bürgerlichen wurde ihr nicht leicht.

Aber ein großer Trost war es, daß ihr Mann in Folge von Protektion die Rackeruper Apotheke errichten konnte. Diese lag auf einem gräflichen Gut, dessen Lehnsbesitzer mit ihrer Lieblingschülerin, Komtesse Desideria, verheiratet war.

Nach dieser wurde denn auch ihre erstgeborene Tochter genannt.

Das gräfliche Schloß lag nur eine Meile entfernt; einmal im Jahre wurde der Apotheker zu einem Herrendiner eingeladen, und ein andermal erhielten beide eine Balleteinladung.

Sehr geschmeichelt fühlte sich Frau Lönberg, wenn die Gräfin ihre frühere Gouvernante zum Vormittagstee besuchte.

Der Graf erwies in der Regel einmal im Jahre dem Apotheker die Ehre, seinen feinen Madeira zu trinken — „Lönbergs Madeira“ war ein geflügeltes Wort — und einen Rührücken zu verzehren, den er selbst dem Apotheker geschenkt hatte.

Dieser ging selbstverständlich auf die Ideen seiner Frau ein, hauptsächlich jedoch um ihretwillen; und da er nicht con amore mitmachte, fiel er natürlich leicht aus der Rolle. Frau Lönberg dagegen führte die ihre bis in alle Einzelheiten durch. So hatte sie zum Beispiel von der gräflichen Kastellanin das große Schlüsselbund angenommen. Das ist noch das einzige Gute an ihr, sagte der Lehrling, denn da kann man doch hören, wenn sie kommt.

Der Garten des Apothekers war nicht groß aber sehr zierlich. Und wenn es Frau Lönberg auch nicht gelungen war, den Versailles Stil durchzuführen, so errichteten doch ein kleiner Springbrunnen und ein paar Buchenhecken on miniature an den gräflichen Park.

Der selbe hochstrebende Geist machte sich auch in dem Interieur geltend, wie Frau Lönberg zu sagen pflegte, wenn sie von dem Innern des Hauses sprach. So zeichnete sich das Eßzimmer durch hohe Paneele aus, auf denen hochadliche Gläser friedlich neben bäuerlichen Krügen standen, die nie von einer solchen Ehre geträumt hatten, während getriebne Teller mit Rosen und andern lieblichen Blumen sowie ein Paar Bilder die Wand bedeckten. Von diesen stellte das eine eine italienische Foglette mit dazu gehörenden Trauben und Pfirsichen dar, das andre ein Wildschwein, das zu Tode geheßt wird. Alles Reizmittel für den Appetit.

In dem Boudoir der Hausfrau standen nur Empiremöbel, und über ihrem Schreibtisch hing eine Photographie von Mads, garniert mit den Bildern der gräflichen Familie.

Die Kinder waren bisher von der Erzieherin des Kaufmanns, Fräulein Ipsen, unterrichtet worden. Da aber der letzte Jahresabschluß des Apothekers ein bedeutendes Plus aufgewiesen hatte, sagte Frau Vönberg eines Tages zu ihrem Gatten: Wollen wir nicht Ernst damit machen und eine Gouvernante ins Haus nehmen? Fräulein Ipsen mag ja eine sehr gute Lehrerin sein; aber ich habe diese Kommenschaft mit Kaufmann Ludvigsen satt.

Ja, es kann ja ganz nett sein, wenn man etwas Jugend ins Haus bekommt!

Jugend! entgegnete Frau Vönberg scharf, vergiß nicht, daß du bald ein alter Mann bist, und bewahre immer deine Würde, Mads!

#### 4. Im Schoße der Familie

Auf dem Boden der Apotheke lag außer den übrigen Schlafzimmern der Familie auch Großmutter's Stube. Sie lebte fast ausschließlich hier oben. Da es ihr schwer wurde, die Treppe zu steigen, war der Boden ihre Promenade. Es war auch ein schöner und großer Boden, auf dem überall Reinlichkeit und Ordnung herrschten.

Hier sah man im Herbst Kamillenblüten, Wermut und Perikum, während Salbei, Rosen und Lavendel einen würzigen Duft verbreiteten. Holunder- und Lindenblüten sowie Baldrian lagen zum Trocknen auf Kisten und Kästen.

Tulpen- und Hyazinthenzwiebeln waren im Sommer auf dem Fußboden ausgebreitet. Und während des ganzen Winters hingen Gladiolus- und Georginenknollen zwischen den Dachsparren.

Im Winter verbrachte Großmutter ihre ganzen Tage hier oben.

Es herrschte hier oben nur selten strenge Kälte, da der Hauptchornstein aus der Küche gut wärmte. Wenn es hier aber doch zu kalt wurde, band sie ihren Mantel um. Und es gab Tage, wo sie in einer Stimmung war, daß sie fast unablässig unter den Dachbalken auf und nieder ging. Dann wagte niemand mit ihr zu reden. An Mondscheinabenden konnte es einem ganz sonderbar zumute werden, wenn man sie hier oben umherwandern, im Dunkel verschwinden und im Mondlicht, das von oben hereinfiel, wieder auftauchen sah. In der Regel wurde ihr im Sommer wie im Winter das Essen heraufgebracht; nur bei feierlichen Gelegenheiten aß sie unten mit der Familie zusammen. An ihren Wandertagen aber kamen fast alle Speisen unberührt wieder herunter.

An dem Tage, an dem die Erzieherin erwartet wurde, saß Großmutter in ihrem Zimmer am Fenster, von wo aus sie eine freundliche Aussicht über den Garten bis zu grünen Wiesen und fernen Hügeln und Wäldern hatte.

Wenn der Wald grün wurde, feierte Großmutter ihren Festtag. Dann mußte Kutscher Niels sie bei Sonnenaufgang hinausfahren, und sie wanderte lange unter den hellgrünen Kuppeln auf und nieder.

Wie schön ist sie, wie sie so dasitzt, von der scharfen Nachmittagssonne beschienen!

Übrigens ist Großmutter immer schön, man sieht es nur zuweilen nicht, wenn sie ein wenig krumm gebeugt an ihrem Stock über den Boden geht. Sie hat einmal, als sie noch ganz jung war, eine Verletzung davongetragen, die sie zwingt, am Stock zu gehn. Wenn sie sitzt, ist sie aber stattlich und schön wie in den Tagen ihrer Jugend. Sie hat ein Goetheprofil und ein paar lebhaft braune Augen, und es wird schwer sein, einen Silberfaden in ihrem vollen dunkeln Haar zu finden.

Heute sieht sie so froh und jung aus. Die Unruhe des Frühlings hat sie erfasst. Sie öffnet das Fenster und sieht sehnsuchtsvoll zu den Buchenwäldern hinüber, die von Tag zu Tag brauner werden. Vor ihr auf einem kleinen Tisch

liegt Shakespeare aufgeschlagen, das ist ihre Lieblingslektüre: „Romeo und Julie,“ die wunderbare Szene, wo sie sich zum erstenmal begegnen.

Großmutter blättert zurück und liest den berückenden Vers:

Mein Herz erbangt  
Und ahndet ein Verhängnis, welches noch  
Verborgen in den Sternen, heute Nacht  
Bei dieser Luftbarkeit den furchtbarn Zeitlauf  
Beginnen wird.

Sie wiederholt diese Worte und seufzt, sieht aber doch so strahlend aus, als sei sie Julie selber, die hier am Fenster saß, während Romeo unten im Garten luftwandelte.

Großmutter erhob sich und sah hinab.

Vor ihrem Fenster lief ein langer, schattiger Fußgang entlang, der gewöhnlich „Großmutter's Gang“ genannt wurde, denn hier konnte sie im Sommer ganze Tage zubringen, spazieren gehn, lesen, zu den Wäldern hinübersehen.

Sie ging auf und nieder, das Zimmer wurde ihr aber zu eng, sie trat auf den Boden hinaus und vergaß den Stock. Freilich wurde es ihr schwer, zu gehn, aber es hing ganz vom Wetter und von der Stimmung ab, in der sie war, wie sehr sie unter ihrem kranken Bein litt. Und oft war es nur eine alte Gewohnheit, daß sie sich des Stockes bediente. Sie blieb unter einem Bodenfenster stehn und sah zu dem blauen Himmel und den treibenden Frühlingswolken auf.

Der Apotheker war bei den Seinen, und der Lehrling lief die Bodentreppe herauf und hinunter, um durch eine Luke den Weg zu übersehen. Der Provisor, Herr Kruse, mit der üppigen Künstlermähne — er war ein tüchtigerer Pianist als Pharmazeut — hatte es sehr eilig. Er lief in der Apotheke umher, machte schlechte Witze und erteilte gute Ratschläge.

Der Apotheker saß mit seiner Frau im Rauchzimmer, dessen Fenster nach der Einfahrt hinauslagen. Er saß wie angewurzelt da, während Frau Lönberg ihre Unruhe nicht zu verbergen vermochte. Wie sie so dasaßen, stürzte sie plötzlich in das Boudoir, beugte sich über die Visitenkartenschale und rief: Wer ist nun wieder hier dran gewesen und hat die Karte des Tierarztes obenauf gelegt?

Ja, was tut denn das? meinte der Apotheker.

Was das tut? Es liegt mir doch daran, daß man beim Eintritt in ein Haus weiß, daß man es mit einer Familie zu tun hat, die auf Umgang hält. Und wenn man einen Landrat aufzuweisen hat, so ist es doch das Natürlichste, daß der obenauf liegt!

Da stürzte Preben in einem Socken und einem Holzschuh herein und rief atemlos: Nun kommt sie!

Wie siehst du denn aus? brauste Frau Lönberg auf. Du kommst auf Holzschuhen ins Zimmer? Wo bist du nur gewesen?

Preben war von Kopf zu Fuß beschmuzt, und der Schirm der Mütze hatte sich gelöst, sodaß sein Haar zwischen Mütze und Schirm hervorguckte. Mit strahlendem Gesicht rief er: Ich bin mit den Jungens vom Klüster oben im Kirchturm gewesen. Wir konnten den Wagen ganz deutlich beim Rademacher um die Ecke btegen sehen. Und da haben wir um zwei Öre Lakritzen gewettet, wer zuerst mit der Nachricht nach Hause käme. Ich bin in eine Pfütze gefallen und bin doch zuerst gekommen.

Frau Lönberg schellte. Stine trat ein. Wenn der Wagen jetzt kommt, gehn Sie hinaus und nehmen das Fräulein in Empfang. Sorgen Sie dafür, das Preben zurecht gemacht wird, und lassen Sie die Kinder hereinkommen.

Stine ging mit Preben ab.

Nach einer Weile wurden laute Stockstöße hörbar, die näher und näher kamen und an das Erscheinen des Komturs im „Don Juan“ erinnerten, ja fast denselben Schrecken hervorriefen.

Der Apotheker und seine Frau sahen sich an.

Deine Mutter kommt!

Ja, das kann ich hören!

Sie ist über einen Monat nicht hier unten gewesen!

Da trat die Mutter in all ihrem Glanz und ungewöhnlich strahlend ein.

Der Apotheker und seine Frau stuzten.

Großmutter sagte lächelnd: Ja, ihr seht mich an! Bin ich heute nicht hübsch? —

Ich muß doch den Empfang der so viel besprochenen Gouvernante feiern, deren Ankunft ein Ereignis in den Annalen des Hauses ist!

Mit der blauen Schleife habe ich dich noch nie hier im Hause gesehen, bemerkte die Tochter in einschmeichelndem Ton.

Ich auch nicht, sagte Großmutter.

Die kleidet dich gut, Schwiegermutter, murmelte der Apotheker.

Nach einer kleinen Pause sagte Großmutter: Ich sehe, daß das Haus zu beiden Seiten der Diele für die Premiere fast ausverkauft ist — aber hier ist doch noch ein Sitzplatz in der ersten Reihe.

Und sie setzte sich an das Fenster, der Tochter gegenüber, und sah erwartungsvoll auf den Platz hinaus.

Die Augen des Ehepaars begegneten sich.

Es lag heute etwas so Abgeklärtes, so Mildees, Warmes über Großmutter's ganzem Wesen! Sie war gar nicht so wie sonst.

Nach einer Weile erschien Preben glattgekämmt und reingewaschen mit seinen Schwestern.

Sideria! sagte die Mutter. Komm her und laß dich ansehen!

Desideria gehorchte widerstrebend und kam langsam auf die Mutter zu, die sie verhätschelte, weil sie eine Schönheit zu werden versprach.

Du bist ja ganz schön heute!

Anna, die des Vaters erklärter Liebling war, stand regungslos hinter seinem Stuhl.

Großmutter hatte Preben am liebsten, sein lebhaftes Temperament gefiel ihr sehr.

Er ging sofort zu ihr und erhielt Erlaubnis, mit allen den Kleinigkeiten an der langen goldnen Kette zu spielen, die um ihren Hals geschlungen war.

Da ertönte ein wildes Geheul, das die Gassenjungen anstimmten.

An allen Fenstern der Apotheke erschienen Gesichter, und aus der Bodenkuke guckte der rote Haarbüschel des Lehrhings.

Der Einspanner des Apothekers fuhr auf den Platz ein.

Hinten darin lagen ein Koffer und ein Zweirad. Und neben dem grinsenden Niels in der hausgenähten Livree saß Helene in einem kleidsamen Reiskostüm, eine rote Mütze auf dem Kopf.

Sie hatte die Zügel ergriffen und lenkte den Wagen flott vor die Haustür.

Frau Lönberg erblaßte und rief mit bebender Stimme: Sie fängt also gleich damit an, die Zügel an sich zu reißen!

Ein bildschönes Kind! sagte Großmutter. Gott sei Dank! Wir haben genug häßliche Frauensleute hier in der Gegend!

Jetzt hielt der Wagen. Und Stine schritt majestätisch die Treppe hinab, als sie aber den Wagentritt hinablassen wollte, war Helene schon mit einem Sprung vom Wagen hinunter und ins Haus hinein.

Sobald sie die Diele betrat, kam ihr Frau Lönberg entgegen und sagte: Fräulein Körby, wie ich vermute. Seien Sie uns willkommen! — Stine, zeigen Sie dem Fräulein ihr Zimmer. In einer halben Stunde wird der Tee serviert. Wir hoffen, Sie dann hier unten im Schoße der Familie zu sehen.

Helene sah die steife Apothekerfrau erstaunt an, wandte sich aber schnell um und folgte der gaffenden Stine die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Sie überfchaute

flüchtig ihre künftige Wohnstätte und fühlte sich beruhigt, als sie sah, daß es ein ganz gemüthlicher kleiner Raum war. Ohne die Jacke auszuziehen, setzte sie sich an das offene Fenster und sah zwischen den Häusern und Höfen durch, wo sich die Aussicht auf eine kleine Dorfkirche in der Ferne erschloß.

Sie sah, daß es schon spät war, sprang schnell auf und machte hastig Toilette — es war die höchste Zeit. Schnell auf den Boden hinaus, wo sie ein lebendes Wesen mit der gewöhnlichen Anzahl Arme und Beine sowie einem roten Haarbüschel die Treppe mehr hinabverschwinden hörte als sah.

Nicht ohne Herzklopfen ging sie denselben Weg.

Und einen Augenblick später hielt sie ihren Einzug in der Familie.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs-Spiegel. Von Wien her macht sich das Bestreben bemerkbar, den Besuch des Königs von England beim Kaiser Franz Joseph weniger im Licht einer persönlichen Huldigung zum fünfundsiebzigsten Geburtstag erscheinen zu lassen, als vielmehr von dem Wunsche getragen, die Vermittlung des ehrwürdigen Verbündeten Kaiser Wilhelms zur Herstellung freundlicherer Beziehungen zwischen diesem und seinem britischen Oheim in Anspruch zu nehmen. Die Neue Freie Presse hat diese Note zuerst angeschlagen, und in einer Wiener Korrespondenz der Germania klingt sie weiter. Weder zwischen dem Berliner und dem Londoner Hofe noch zwischen der deutschen und der englischen Regierung bedarf es einer Vermittlung. Dem König Eduard stehn Wege genug zu seinem kaiserlichen Neffen offen, und für eine dem Londoner Kabinett erwünschte Besserung der deutsch-englischen Beziehungen reichen die beiderseitigen diplomatischen Vertretungen vollkommen aus. Es ist nicht recht klar, welche Rolle Kaiser Franz Joseph dabei übernehmen sollte, der von dem deutschen Kaiser nur erfahren könnte, daß die Verschlechterung der Beziehungen nicht von Deutschland ausgegangen ist. Auch weiß nach Kaiser Wilhelms Besuch in Kopenhagen König Eduard ebensogut wie Kaiser Franz Joseph, daß an der Bereitwilligkeit Deutschlands, das Verhältnis zu England freundlicher zu gestalten, auch für den englischen Hof kein Zweifel zulässig ist. Bedürfte es dazu einer fürstlichen Persönlichkeit, so wäre König Christian in diesem Falle doch vielleicht die berufnere als Kaiser Franz Joseph. Aber wie gesagt, es ist keine Vermittlung nötig. Eine Erklärung an den deutschen Botschafter in London oder eine Mitteilung des englischen Botschafters in Berlin würde vollkommen ausreichen, daß die britischen Botschafter in Paris, Wien, Petersburg, Washington und Tokio angewiesen seien, die bisherige Methode der Vertretung der englischen Interessen, die den Gegensatz gegen Deutschland zur Richtschnur hatte, aufzugeben und die Erfüllung ihrer diplomatischen Obliegenheiten im möglichsten Einvernehmen mit der deutschen Vertretung zu suchen. Von dem Augenblick an würde die Lage selbstverständlich sofort eine andre sein, gleichviel ob sich die beiden Monarchen jetzt sähen oder nicht. Denn auch bei einer Begegnung am Rhein, die bis jetzt keineswegs wahrscheinlich ist, bliebe auf der deutschen Seite die berechtigzte Forderung eines Besuchs des Königs in Berlin oder in Potsdam bestehn. Jedemfalls ist aus den deutsch-englischen Verhältnissen zu entnehmen, daß verwandtschaftliche Beziehungen und Monarchenbegegnungen im Leben der Völker doch nur den Wert und die Bedeutung haben, die man ihnen durch Tatsachen beilegen will.

Sehr erwünscht wäre es freilich, wenn Kaiser Franz Joseph seinen erlauchten Gast in Tisch davon überzeugt hätte, daß niemand in England sich über den Ber-